

»Spiegel verstellen sich nie«, sagt Vater.

»Und verplappern sich nie«, füge ich kaum hörbar hinzu.

Aber der Spiegel meines Vaters war völlig anders. Es war ein Ankleidespiegel, er hatte einen Portikus mit Holzfries, auf dem Jagdhunde entlangliefen, und Flügel zum Aufklappen. Wegen dieser Flügel, die hin- und herpendelten, schien es ihm, als wäre alles auf der Flucht. Das Zimmer floh, die Zimmerreihe floh, die fernen Korridore flohen, von denen aus man in den Garten mit dem windschiefen Schuppen schlüpfen konnte. Und irgendwo da hinten muhte die Kuh, die Ernährerin der Familie. Woher auch immer, aber aus dem Spiegel rollten die fernen Straßen heraus, mit dem Seifenschaum ihrer blühenden Bäume, und der Garten, der sich plötzlich rasant und unerwartet wie ein Zerrbild von der anderen Seite näherte.

Mit geschlossenen Lidern erzählte Papa, dass dort im Garten, im Teich, im schwimmenden, trüben Land der Spiegelungen, Wassermolche lebten. Und das ganze Bild – der Spiegel und alles, was noch nicht verzerrt war – lag vor ihm und stand ihm zur Verfügung, und es war ein ewiges, niemals endendes Palindrom, das im Jahr 1939 anfing.

Damals lebten alle in gehobener und gespannter Erwartung der Katastrophe. Die Angst war irgendwie weit weg und gleichgültig. Wir haben ja immer das Gefühl, dass das Unglück, das anderswo passiert, uns nicht betrifft. Dann explodierte das Radio von Berichten über den Einmarsch in Polen, das zum wiederholten Male zerteilt wurde wie ein Stück Kuchen. Und die Erwachsenen sagten, dass Polen ein Unrecht geschehe und dass es immer schon so gewesen sei. All diese polnischen, mit Grauen behafteten Gespräche vermischten sich ständig mit Gerüchten von neuen Kraftwerken und davon, dass das Brot bald kostenlos sein würde.

Je weiter zurück, je mehr Zeit vergeht, desto deutlicher umrissen tritt jene fremde Zeit hervor, realer als das eigene Leben. Das Rauschen der Bäume ist genau das gleiche, trotz Dünger und ökologischem Wandel. Die Tür knarrt haargenau gleich. Ich kann die Falten, sogar die Poren im Gesicht meiner Gesprächspartner von damals erkennen, die in ihrer lang vergangenen Zeit nicht einmal ahnten, dass es mich gibt. Ich zwingen die Zeiten dazu, gleichzeitig abzulaufen, denn die Ereignisse sind nur die verschiedenen Zimmer im

riesigen labyrinthischen Haus der Zeit. Wo auch immer ich gerade bin und was auch immer ich gerade tue, sogar jetzt – unentwegt streife ich durch die Korridore dieses Hauses und sehe in seine Zimmer hinein. Einige von ihnen sind schon zugewachsen mit wuchernden, verwilderten Gärten. Dort geistert die Sonne über herbstliche Fensterscheiben und zersplittert sie, und in jeder ihrer Scherben spiegelt sich mein erstauntes Gesicht. In manchen Räumen wird die Vergangenheit gerade erst geboren, in den hinteren Zimmern dagegen sind Ereignisse im Gange, die ich nicht kenne, und die Zukunft ist schon im Verfall begriffen. Vor allem aber sehe ich, dass alle diese Zimmer weder systematisch noch chronologisch angeordnet sind. Während ich gehe, schlagen die Türen der einen für immer zu, und andere tauchen in den fensterlosen Mauern unvermutet auf.

Manchmal gerate ich in Räume, in denen die Ereignisse ewig dauern: ein harter Gummiball fliegt über einen Platz und wird niemals die Erde berühren, und aus einem ganz simplen, kurzen Satz entwickelt sich eine gewaltige Geschichte. In jedem dieser Zimmer entdecke ich zwangsläufig mich selbst. Einmal stehe ich auf einem Hügel, klein und jung wie eine Erbse, in meiner Hand ein flatterndes Papierfähnchen. Der Hügel ist von Schnee bedeckt, und auch die Felder ringsum sind verschneit. Auf diesen Feldern sind Postkutscher, Wölfe, Sprungschanzen und Skispringer, vielleicht sogar irgendwelche phänomenalen Steppendelphine, die aus den weichen Schneehaufen herausspringen. In anderen Zimmern renne ich wie der Blitz den Andreassteig hinunter, vorbei an den erstarrten, windschiefen Häusern mit ihren feuchten, hallenden Treppenhäusern, in denen es wie auf dem Dorf riecht.

Es gibt Zimmer, in denen alles ganz festlich ist. Dort betrete ich, schon etwas älter, den roten Schlund des Lesja-Ukrainka-Theaters, lande schnurstracks auf der Bühne und verbeuge mich bis zur Erschöpfung vor dem Publikum, das mich zweifellos für jemand anderes hält.

Aus dem Roman "Frühling auf dem Mond"

Aus dem Russischen von Valerie Engler

Suhrkamp Verlag 2013